

Alexander Beljajew

Weder Leben noch Tod

*Vergangene Zukunft – Band
10*



Sciencefiction - BookRix Edition

Alexander Beljajew

Weder Leben
noch Tod

Vergangene Zukunft
– Band 10

BookRix GmbH & Co. KG
81675 München

Vergangene Zukunft -
Band 10
Alexander Beljajew -
Weder Leben noch Tod
Übersetzung: Angelika
Modrow
1. eBook-Auflage -
Februar 2013

© vss-verlag Hermann

Schlacht

Titelbild: Titelbild: Armin
Bappert

unter Verwendung eines
Fotos von gratis-foto.eu

Lektorat: Armin Bappert

ALEXANDER BELAJEW

Weder Leben noch Tod

|

Mister Carlson
unterbreitet seinen Plan

Was sagen Sie dazu?« fragte Mister Carlson, nachdem er sein Projekt dargelegt hatte.

Gilbert, der Großindustrielle aus der Kohlebranche, antwortete nicht. Er war miserabel gelaunt. Kurz

vor Carlsons Eintreffen hatte ihn der Generaldirektor über die alles andere als rosige Lage informiert, in der sich die Gruben befanden. Der Export sank. Das sowjetische Erdöl verdrängte die

Konkurrenten vom
asiatischen und sogar
vom europäischen Markt.
Die Banken verweigerten
neue Kredite. Die
Regierung sah sich
außerstande, die
Kohleindustrie weiterhin
zu subventionieren.

Unter den Arbeitern
gärte es, sie stellten
unzumutbare
Forderungen und
drohten, die Gruben
unter Wasser zu setzen.
Es musste dringend ein
Ausweg gefunden
werden.

Und ausgerechnet in diesem Moment wollte es das Schicksal, dass ihm dieser Carlson mit seinem verrückten Projekt über den Weg lief.

Gilbert runzelte die rötlichen Brauen und

kaute mit seinen langen,
gelben Zähnen auf einer
aromatisierten Zigarette.

Sein sorgenvolles,
glattrasiertes Gesicht
zeigte einen
gelangweilten Ausdruck.
Er schwieg.

Carlson war jedoch nicht

der Mensch, der sich durch ein Schweigen entmutigen lässt. Das kleine, geschäftige Männlein unbestimmbaren Berufs und undefinierbarer Herkunft mit seinem irischen Akzent, der

kurzen Nase und dem schwarzen Borstenhaar bohrte seinen stechenden Blick in Gilberts müde, ausgebliebene Augen und versuchte, ihm seine fixe Idee zu suggerieren.

»Was sagen Sie dazu?«

fragte er noch einmal.

»Weiß der Teufel, was das soll - menschliches Gefrierfleisch« erwiderte Gilbert schließlich apathisch und legte angewidert die Zigarette weg.

»Erlauben Sie mal!«

Carlson schnellte hoch wie eine Sprungfeder.

»Sie haben sich mit meiner Idee anscheinend noch nicht richtig angefreundet?«

»Ich muss gestehen, dass ich dazu auch keine sonderliche Lust

verspüre. Das ist doch glatter Unfug oder Wahnsinn.«

»Es ist weder Wahnsinn noch Unfug, sondern eine große Entdeckung, die dem, der sie zu nutzen versteht, Millionen einbringen

wird! Sollten Sie noch Zweifel haben, so erlauben Sie mir, Sie mit der Geschichte dieser Entdeckung bekannt zu machen.«

Und Carlson rasselte seinen Text herunter wie eine gut einstudierte

Lektion: »Die Anabiose wurde durch einen Zufall von dem russischen Gelehrten Bachmetjew entdeckt.

Als Bachmetjew die Körpertemperatur von Insekten untersuchte, stellte er fest, dass diese

sich bei allmählicher Abkühlung vermindert, sobald sie jedoch einen Wert von minus neunkommadrei Grad Celsius erreicht hat, plötzlich fast bis zum Nullpunkt ansteigt, um anschließend wieder auf

die Umgebungstemperatur von etwa zweiundzwanzig Grad unter Null zu sinken. Und nun verfällt das Insekt in einen seltsamen Zustand, den man weder als Schlaf noch als Tod

bezeichnen kann: Alle Lebensprozesse kommen zum Stillstand, und das Insekt kann, steif und gefroren, beliebig lange Zeit überdauern. Man braucht es jedoch nur langsam und vorsichtig zu erwärmen, und schon

kommt es wieder zu sich und lebt weiter, als wäre nichts geschehen. Nach den Insekten ging Bachmetjew zu Fischen über. So fror er beispielsweise eine Karausche ein, die mehrere Monate in

diesem Zustand der Starre oder, wie Bachmetjew es nannte, in Anabiose verbrachte. Wieder erwärmt, erwachte sie von neuem zum Leben und schwamm so munter umher wie eh und je.

Der Tod des Gelehrten unterbrach seine interessanten Versuche, und bald darauf gerieten sie in Vergessenheit. Es kommt immer wieder vor, dass ein Russe eine Erfindung macht, die Früchte seiner Arbeit

aber ernten andere.
Denken Sie nur an
Jablotschkow, an Popow,
den Erfinder der
drahtlosen Telegrafié,
und schließlich auch an
Ziolkowski ... Und hier
war es genauso. Der
Deutsche Steinhäus

nutzte Bachmetjews Erfindung für praktische Zwecke: für den Transport und die Lagerung lebender Fische. Bekanntlich hat er Millionen damit verdient!«

Gilberts Interesse

erwachte, und er hörte Carlson mit ungeteilter Aufmerksamkeit zu.

»Vielen Dank für die Information«, sagte er.
»Auch ich beziehe für meine Tafel frischen Fisch, der in fernen Meeren gefangen wurde.

Aber für das Verfahren, nach dem er eingefroren wird, habe ich mich, ehrlich gesagt, noch nie interessiert. Ist es nicht auch ganz egal, wie das gemacht wird? Die Hauptsache, der Fisch ist frisch. Und Sie sagen,

.Steinhaus hat Millionen damit verdient?«

»Millionen und aber Millionen! Er zählt heute zu den reichsten Männern Deutschlands!«

Gilbert versank in Gedanken.

»Aber hierbei handelt es

sich schließlich um Fische«, sagte er nach einer Weile. »Sie dagegen schlagen etwas völlig Unglaubliches vor: Menschen einzufrieren! Ist so etwas denn möglich?«

»Na, und ob! Heutzutage

ist das kein Problem mehr! Bachmetjew hat nur Kaltblüter und Tiere eingefroren, die Winterschlaf halten: Murmeltiere, Igel, Fledermäuse. Die übrigen Warmblüter in Anabiose zu versetzen, ist ihm noch

nicht gelungen. Professor Wagner, ein anderer russischer Wissenschaftler, der durch seinen Sieg über den Schlaf bekannt wurde, entdeckte jedoch ein Verfahren, nach dem es möglich ist, die

Blutzusammensetzung zu verändern und das Blut der Warmblüter dem der Kaltblüter anzupassen. Ihm gelang es bereits, einen Affen einzufrieren und wieder zum Leben zu erwecken.«

»Aber keinen

Menschen?«

»Wo ist da der Unterschied?«

Gilbert schüttelte missbilligend den Kopf, Carlson aber lächelte.

»Ich spreche nur aus biologischer und physiologischer Sicht.

Die Blutzusammensetzung von Affen und Menschen ist gleich. Völlig gleich. Und damit eröffnet sich eine ungewöhnliche, aber durchaus reale Perspektive: das massenhafte Einfrieren

von Menschen, in diesem Fall von ... äh ... Arbeitslosen. Wer wüsste nicht, wie kritisch die Lage in der Kohleindustrie ist. Aber gilt das etwa nur für die Kohleindustrie?

Periodisch auftretende

Krisen und ihre Begleiterscheinung, die Arbeitslosigkeit, sind leider ein unausweichliches Übel unserer Gesellschaftsordnung.

Das aber ist ein gefundenes Fressen für

Unruhestifter wie die Kommunisten, die den Untergang des Kapitalismus auf Grund seiner inneren Widersprüche prophezeien. Aber diese Leute sollen sich nicht zu früh freuen! Der

Kapitalismus wird einen Ausweg finden, und dazu ist das von mir vorgeschlagene Verfahren bestens geeignet!

Sobald die Krise ausbricht, frieren wir die Arbeitslosen ein und

lagern sie in besonderen Eiskellern. Wenn die Krise vorbei ist und wieder Arbeitskräfte gebraucht werden, tauen wir sie auf, und ab mit ihnen in die Gruben.«

Carlson war in Fahrt geraten und redete, als

stunde er auf einer Tribüne.

»Ha, ha, ha!« Gilbert konnte nicht länger an sich halten. »Sie geruhnen wohl zu scherzen, Mister ...?«

»Carlson. Und es ist mein voller Ernst«, erwiderte

der kleine Mann
gekränkt.

In Gilbert begann sich
ein Interesse für diesen
Menschen zu regen.

»Ja«, sagte der
Industrielle, noch immer
lachend, »es gibt Tage,
da möchte man sich am

liebsten selbst einfrieren lassen, bis wieder bessere Zeiten anbrechen! Aber was soll Ihr Wahnsinnsprojekt kosten? Man müsste doch spezielle Gebäude errichten, in denen eine bestimmte Temperatur

aufrechterhalten wird!«
Carlson hob einen Finger und legte ihn an seinen Igelschnitt. »Das habe ich alles berücksichtigt. Mein Plan ist wesentlich einfacher! Sie als Grubenbesitzer sollten wissen, dass es im

Erdinnern alle siebzig
Fuß um ein Grad wärmer
wird. Außerdem dürfte
Ihnen bekannt sein, dass
in Grönland, hinter dem
Polarkreis, im Humboldt-
Gletscher, reiche
Vorkommen an
hochwertiger Steinkohle

entdeckt wurden. Wenn sich der Kohlemarkt wieder stabilisiert hat, können Sie dort mit dem Abbau beginnen. Dabei entstehen in unterschiedlicher Tiefe Schächte, in denen eine bestimmte Temperatur

herrscht. Und diese Temperatur bleibt zu allen Jahreszeiten unverändert. Es bedarf nur einiger unerheblicher Korrekturen, um die Schächte unseren Zwecken anzupassen. Ich will Sie jetzt nicht mit

Einzelheiten behelligen, bin aber jederzeit bereit, Ihnen detaillierte Pläne und einen Kostenvoranschlag vorzulegen.«

Was für ein komischer Kauz! dachte Gilbert und legte Carlson die Frage

vor: »Sagen Sie bitte, was
sind Sie eigentlich:
Ingenieur,
Wissenschaftler oder
Professor?«

»Ich bin ein
Pläneschmied!
Wissenschaftler und
Professoren mögen in

ihren Labors die
herrlichsten Eier
ausbrüten, aber sie sind
nicht immer imstande, sie
auch aufzuschlagen und
Spiegeleier daraus zu
braten! Nicht jeder
versteht es, aus irrealen
Ideen reale Pfund

Sterling zu machen!«

Gilbert lächelte und reichte Carlson nach kurzem Nachdenken die Schachtel mit den Zigaretten.

Das ist der Sieg! jubelte Carlson im stillen, während er das

elektrische Feuerzeug
vom Tisch nahm und sich
eine Zigarette
anzündete.

Aber noch gab Gilbert
sich nicht geschlagen.

»Nehmen wir einmal an,
das alles wäre möglich.
Trotzdem sehe ich eine

ganze Reihe von
Hindernissen voraus.
Erstens: Erhalten wir die
Genehmigung der
Regierung?«

»Warum sollte uns die
Regierung die
Genehmigung
verweigern, wenn wir

nachweisen, dass die Anabiose für den Menschen völlig ungefährlich ist? Die soziale Bedeutung dieser Maßnahme wird unserer Regierung bestimmt einleuchten.«

»Ja, das ist richtig«,

erwiderte Gilbert, während er in Gedanken die Mitglieder der konservativen Regierung durchging, die in ihrer Mehrzahl ein starkes persönliches Interesse an der Kohleindustrie hatten.

»Aber die wichtigste Frage ist: Werden sich die Arbeiter darauf einlassen? Werden sie bereit sein, sich periodisch, in Zeiten der Arbeitslosigkeit, einfrieren zu lassen?«

»Ganz bestimmt! Die Not

wird sie zu uns treiben!«
sagte Carlson
zuversichtlich. »Die
Menschen hängen sich
vor Hunger auf, oder sie
gehen ins Wasser, hier
aber handelt es sich um
eine Art Erholung!
Natürlich müssen wir

geschickt vorgehen. Vor allem brauchen wir zunächst ein paar Waghälse, die bereit sind, sich in Anabiose versetzen zu lassen. Man sollte ihnen für den Anfang eine hohe Belohnung versprechen.

Nach ihrer Auferstehung kann man sie zu Reklamezwecken einsetzen. Außerdem muss man in der ersten Zeit den Familien eine finanzielle Unterstützung in Aussicht stellen, aber natürlich auch diesem

oder jenem Führer der sogenannten Arbeiterbewegung den Mund stopfen. Und bald, glauben Sie mir, läuft alles wie geschmiert. Die Arbeitslosen werden sich mitsamt ihrer Familie einfrieren lassen. So

werden wir die
Arbeitslosigkeit, diese
furchtbare Geißel,
besiegen. Und Sie
gewinnen völlig freie
Hand. Welch ungeahnte
Perspektiven tun sich vor
Ihnen auf! Millionen und
aber Millionen werden in

Ihre Panzerschränke
fließen. Geben Sie Ihrem
Herzen einen Stoß!
Sagen Sie ja, und schon
morgen Hegen alle
Kostenvoranschläge,
Pläne und Berechnungen
auf Ihrem Tisch.«

Der gesunde

Menschenverstand des Praktikers sagte Gilbert, dass dieser ganze phantastische Plan ein reines Abenteuer war. Aber Gilbert befand sich finanziell in einer Lage, in der sich der Mensch aus Angst vor dem

unvermeidlichen Ruin in die gewagtesten Unternehmungen stürzt. Die Aussichten, die Carlson ihm vorgaukelte, waren allzu verlockend! Der große Unternehmer und Geschäftsmann gestand nicht einmal

sich selbst ein, dass er wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm griff.

»Ihr Projekt ist gar zu ungewöhnlich. Ich werde es mir durch den Kopf gehen lassen und Ihnen dann Bescheid geben.«

»Tun Sie das, tun Sie das!« stimmte Carlson bereitwillig zu und erhob sich aus seinem Sessel.

»Ich wage Sie nicht länger aufzuhalten.« Mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht verließ er den Raum. »Er

hat angebissen!« jubelte er, während "er im lebhaften Straßenverkehr der City untertauchte.

Ein merkwürdiger Klient
»Carlson, Sie haben mich

ruiniert!« sagte Gilbert griesgrämig. »Ich habe riesige Summen in die Ausrüstung unterirdischer Lagerräume gesteckt. Ich werfe mein Geld für Reklame und Annoncen zum Fenster hinaus. Und

trotzdem hat sich den ganzen Monat über kein einziger Mensch bereitgefunden, sich für das erste öffentliche Experiment zur Verfügung zu stellen, obwohl wir eine hohe Gratifikation

versprechen.

Offensichtlich ist das Leben der Arbeiter noch längst nicht so schlecht, wie die Sozialisten behaupten! Und warum wollen Sie, Carlson, nicht den Anfang machen, wenn die Anabiose

tatsächlich so
ungefährlich ist?«

»Ich?«

»Ja, Sie!«

»Ich persönlich?« fragte
Carlson noch einmal und
raufte sich das Igelhaar.

»Ich wäre dazu bereit! Ja,
ja, das wäre ich! Aber

was sollte dann aus
unserem Unternehmen
werden? Es würde mit
mir zusammen
einschlafen! Nein, einer
muss wach bleiben, wenn
alles schläft! Ich bin nun
mal ein Pläneschmied!
Ohne Menschen wie

mich würde die ganze Welt in Anabioseschlaf versinken!«

Der Wortwechsel der beiden wurde durch das Klappen einer Tür unterbrochen.

Ein ungewöhnlich hagerer Mann mit einem

um den langen Hals geschlungenen Schal betrat das Büro. Im Licht der starken Lampe funkelten die großen runden Brillengläser des Besuchers wie zwei Autoscheinwerfer. Hüstelnd reichte er den

beiden eine Zeitung.

»Ich komme auf Ihre Anzeige. Guten Tag! Gestatten Sie; dass ich mich vorstelle: Edward Leslie, Astronom.«

Wie ein Ball hüpfte Carlson auf den Besucher zu.

»Sehr erfreut, Sie
kennenzulernen!
Nehmen Sie doch Platz!
Sie wollen sich für das
Experiment zur
Verfügung stellen?
Unsere Bedingungen
sind Ihnen bekannt? Wir
zahlen Ihnen eine

hübsche Summe und garantieren Ihrer Familie eine Lebensrente für den Fall, dass ... hm ... Aber dieser Fall wird natürlich nicht eintreten!«

»Das ist überflüssig!« Leslie hustete. »Auf eine Belohnung lege ich

keinen Wert. Schon mein Name dürfte Ihnen sagen, dass es mir nicht ums Geld geht.« Er runzelte die Stirn. »Bei mir handelt es sich um etwas anderes ... Ach, dieser verfluchte Husten!«

»Sie tun es wohl der Wissenschaft zuliebe?«

»Ja, genau, allerdings nicht in dem Sinne, wie Sie vielleicht glauben. Wie ich Ihnen bereits sagte, bin ich Astronom. Ich habe ein großes Werk über die Leoniden

verfasst, die im November aus dem Sternbild des Löwen gefallen sind ...«

Leslie hustete und griff sich mit der Hand an die Brust. Nachdem er wieder zu Atem gekommen war,

berichtete er voller Begeisterung: »Dieser Meteorstrom wurde 1799 von Humboldt in Südamerika beobachtet. Er hat diese wunderbare Himmelserscheinung hervorragend beschrieben. 1833 und

1866 näherten sich die Leoniden von neuem der Erde. 1899, nach wiederum dreiunddreißig bis vierunddreißig Jahren, erwartete man, dass sie wieder auftauchen würden. Da aber trat eine

Katastrophe ein. Ja, ja, eine Katastrophe! Die Leoniden kamen dem Jupiter zu nahe, dessen Anziehungskraft sie aus ihrer Bahn lenkte, und nun fliegen sie in einer Entfernung von zwei Millionen Kilometern an

der Erde vorbei, so dass sie für uns so gut wie unsichtbar sind ...«

Wieder war Leslie durch einen Hustenanfall gezwungen, eine Pause einzulegen.

Carlson, der schon seit längerer Zeit ungeduldig

darauf wartete, auch einmal zu Wort zu kommen, beschloss, diese Pause zu nutzen.

»Erlauben Sie, verehrter Professor, aber was haben die Sternschnuppen der Leoniden, das Sternbild

des Löwen oder gar der Jupiter mit unserem Unternehmen zu tun?«

Leslie verdrehte ruckartig seinen langen Hals und wies Carlson gereizt zurecht: »Nur Geduld, mein junger Freund!« Anschließend

drehte er sich demonstrativ auf seinem Stuhl um und wandte sich Gilbert zu: »Ich sitze über komplizierten Berechnungen, mit deren Einzelheiten ich Sie verschonen will. Sie betreffen das Schicksal

der Leoniden. Mein verehrter Kollege Sauer aber bestreitet die Genauigkeit meiner Berechnungen ...«

Gilbert und Carlson wechselten einen Blick. Hatten sie es etwa mit einem Verrückten zu tun?

Leslie entging dieser Blick nicht. Sein Hals zuckte gereizt, und er schloss seine Rede, indem er die runden Brillengläser zur Decke richtete, als wollte er dem Himmel seine Gedanken anvertrauen:

»Ich bin krank ...
Tuberkulose im letzten
Stadium.«

»Aber da sind Sie bei uns
an der falschen Adresse,
verehrter Professor!«
sagte Carlson.

»Ich bin an der richtigen
Adresse! Geruhensie,

mich zu Ende anzuhören.
Ich bin krank und werde
bald sterben. Die
Leoniden aber geraten
erst im Jahre 1933 wieder
in unser Blickfeld. So
lange lebe ich nicht
mehr. Dabei kann ich der
wissenschaftlichen Welt

erst nach ein paar
zusätzlichen
Beobachtungen
beweisen, dass ich im
Recht bin. Deshalb bitte
ich Sie, mich in Anahiose
zu versetzen und erst im
Jahre 1933 wieder ins
Leben zurückzuholen,

mich dann nochmals bis 1965 einzuschläfern, anschließend bis 1998 und zu guter Letzt bis 2021. Alles klar?« Leslie richtete die Okulare auf seine Gesprächspartner. »Vollkommen!« erwiderte Gilbert. »Aber, verehrter

Professor, inzwischen
kann Ihr Opponent
längst gestorben sein.
Wem wollen Sie dann
noch beweisen, dass Sie
im Recht sind?«

»Wir Astronomen leben in
der Ewigkeit!«
entgegnete Leslie stolz.

»Das ist ja sehr interessant«, meinte Carlson. »Wie ich sehe, ist die Anabiose für Astronomen wie geschaffen. So könnten Sie sich beispielsweise wecken lassen, wenn die Sonne erlischt, um die

Richtigkeit Ihrer
Berechnungen zu
überprüfen. Wir aber sind
keine Astronomen, uns
interessiert die nahe
Zukunft. Was wir im
Augenblick brauchen, ist
nichts anderes als ein
Experiment, mit dem wir

nachweisen, dass die Anabiose völlig ungefährlich ist. Deshalb stellen wir die Bedingung, dass die Anabiose höchstens einen Monat dauert. Unsere zweite Bedingung lautet:

Einschläferung und Wiedererweckung finden öffentlich statt.«

»Damit wäre ich einverstanden. Aber ein Monat reicht mir auf keinen Fall!« Betrübt begann Leslie den Schal um seinen langen Hals zu

wickeln.

»Hören Sie«, sagte Gilbert, um ihn aufzuhalten. »Wir könnten es so machen: Wir wecken Sie nach einem Monat und versetzen Sie anschließend wieder für

beliebig lange Zeit in Anabiose!«

»Ausgezeichnet!« rief

Leslie hocherfreut.

»Damit bin ich einverstanden.«

»Sie müssen noch ein paar Verpflichtungen und eine Erklärung

unterzeichnen, dass Sie sich freiwillig in Anabiose versetzen lassen und im Falle eines Misslingens keinerlei Ansprüche an uns stellen. Das ist zwar eine reine Formalität, aber immerhin ...«

»Ich bin mit allem

einverstanden! Meine Hand darauf! Geben Sie mir Bescheid, wenn es soweit ist!« Und der hocherfreute Leslie verließ raschen Schritts das Büro.

»Na, hat er angebissen?« wiederholte Carlson

seinen Lieblingsausdruck,
nachdem Leslie
gegangen war, und
klopfte Gilbert auf die
Schulter.

Der verzog angesichts dieser familiären Geste das Gesicht. »Leider ist es nicht ganz das, was

wir brauchen. Besser war's, wir hätten ein paar Arbeiter, die hinterher in den Gruben für uns Reklame machen.«

»Auch Arbeiter werden sich noch einstellen! Nur Geduld, mein junger Freund, wie unser

Astronom zu sagen
pflegt!«

»Darf man eintreten?«
Durch die Bürotür schob
sich ein Zottelkopf.

»Bitte, kommen Sie
herein!«

Den Raum betrat ein
junger Mann in einem

gelbkarierten Anzug. Der Unbekannte beschrieb eine theatralische Geste mit seinem breitkrempigen Hut und stellte sich vor: »Merais. Franzose. Dichter.« Und ohne auf eine Antwort zu warten,

begann er in singendem
Tonfall zu deklamieren:
»Wie müd' bin ich vom
langen Harren, wie müd'
der Jagd nach schönem
Schein, wie müd' bin ich
der Welt der Narren, wie
müd' bin ich's, ich selbst
zu sein.

Ach, schlafen, ohne zu
erwachen, dem eig'nen
Selbst den Abschied
geben - die Augen nie
mehr aufzumachen,
nichts wissen, fühlen,
nicht mehr leben.

Frieren Sie mich ein! Ich
bin bereit.

Bis Sie mit einer heißen
Träne dann den kalten
Leichnam neu erwecken!
Zählen Sie gleich oder
erst nach dem
Erwachen?« »Hinterher.«
»Ich protestiere! Wer
weiß, ob Sie mich
überhaupt wieder

aufwecken. Rücken Sie
Geld für ein Fass heraus!
Noch einmal eine
richtige Sause, dann
können Sie mit mir
machen, was Sie wollen!«
Dieser drollige, zerzauste
Dichter weckte Gilberts
Interesse. »Ich biete

Ihnen einen Vorschuss von fünf Pfund Sterling. Reicht Ihnen das?«

Die Augen des Dichters leuchteten auf. Fünf Pfund! Fünf gute englische Pfund! Für einen Mann, der von Sonetten und Trioletten

lebte!

»Natürlich! Ich habe meine Seele dem Teufel verkauft und bin bereit, den Vertrag mit Blut zu unterschreiben!«

Der Dichter war kaum weg, als Carlson seinen Partner anfuhr:

»Mir halten Sie vor, dass ich Sie ruiniere, dabei werfen Sie Ihr Geld selbst zum Fenster hinaus. Warum haben Sie ihm einen Vorschuss gegeben? Sehen Sie nicht, was das für ein Vogel ist? Ich wette mit

Ihnen um fünf Pfund,
dass er sich nie wieder
blicken lässt!«

»Die Wette gilt! Wir
werden sehen! Das ist
aber heute ein
Glückstag! Sehen Sie, da
kommt schon wieder
jemand!«

Ein elegant gekleideter junger Mann betrat das Büro.

»Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle: Leslie.«

»Noch ein Leslie! Haben etwa alle Leslies ein Faible für die Anabiose?« rief Carlson erstaunt aus.

Leslie lächelte. »Also habe ich mich nicht geirrt: Mein Onkel war schon hier. Ich bin Arthur Leslie. Mein Onkel, Edward Leslie, Professor der Astronomie, hat mir die traurige Mitteilung gemacht, dass er sich für

dieses Experiment zur Verfügung stellen will.«

»Und ich dachte, Sie selbst wären nicht abgeneigt, sich an diesem interessanten Experiment zu beteiligen. Überlegen Sie es sich: Mit einem Schlag wären

Sie einer der populärsten Männer Londons!« Mit diesen Worten versuchte Carlson, den jungen Mann zu ködern.

Diesmal aber biss der Fisch nicht an.

»Eine so extravagante Art von Publicity habe ich

nicht nötig«, murmelte der junge Mann mit stolzer Bescheidenheit.

»Somit fürchten Sie also für Ihren Onkel? Das ist völlig überflüssig. Ihm droht nicht die geringste Gefahr!«

»Wirklich nicht?« fragte

Arthur Leslie mit großem Interesse.

»Da können Sie ganz beruhigt sein.«

»Nicht die geringste Gefahr!« murmelte Leslie leise, und Carlson glaubte zu hören, wie er noch leiser »Schade«

hinzufügte. »Aber können Sie meinem Onkel die Sache nicht ausreden? Schließlich hat er Tbc und ist bei seiner schwachen Konstitution für solche Experimente kaum geeignet. Sie riskieren, dass Ihr ganzes

Unternehmen in Verruf
gerät.«

»Wir sind von unserem
Erfolg so überzeugt, dass
wir nirgendwo ein Risiko
entdecken können.«

»Hören Sie zu! Ich gebe
Ihnen Geld. Ich gebe
Ihnen eine Menge Geld,

wenn Sie auf meinen Onkel als Versuchsobjekt verzichten.«

»Wir sind nicht bestechlich«, schaltete Gilbert sich ein. »Aber vielleicht können wir Ihnen entgegenkommen, wenn Sie uns Ihre

Gründe nennen.«

»Meine Gründe? Hm ... die sind ein wenig heikel.«

»Wir können schweigen!«

»Dann will ich, so schwer es mir fällt, ganz offen mit Urnen reden. Sehen Sie, mein Onkel ist reich,

schrecklich reich. Und ich bin sein einziger Erbe. Onkel Edward ist hoffnungslos krank. Wie die Ärzte sagen, sind seine Tage gezählt. Vielleicht trennen mich nur noch wenige Monate von meinem Glück. Das

käme mir außerordentlich gelegen:
Ich habe nämlich eine Braut. Und ausgerechnet jetzt fällt Onkel Edward Ihre Annonce in die Hand, er beschließt, sich in Anabiose versetzen zu lassen, hundert Jahre

lang zu schlafen und nur von Zeit zu Zeit aufzuwachen, um sich irgendwelche Sternschnuppen anzugucken! Versetzen Sie sich in meine Lage. Schließlich kann kein Gericht mir mein Erbe

zusprechen, solange sich
Onkel Edward in
Anabiose befindet!«

»Natürlich nicht!« - .

»Na, sehen Sie! Also
kann ich mein Erbe in
den Wind schreiben! Das
bekommen erst meine
Urururenkel zu sehen!«

»Sie könnten sich zusammen mit Ihrem Onkel einfrieren lassen und als Mumie in aller Ruhe abwarten, bis es soweit ist.«

»Besten Dank! Soll ich vielleicht bis zum Weltuntergang warten?«

Wie ist's, verzichten Sie nun auf meinen Onkel?«

»Das wäre unsererseits einigermaßen unlogisch, wo wir doch extra eine Annonce aufgegeben haben, um einen Freiwilligen zu finden.«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»Unser allerletztes!«

»Umso schlimmer für Sie!« Und Arthur Leslie stürmte, die Tür laut hinter sich zuschlagend, aus dem Büro.

3

Der untröstliche Neffe
Der erste Versuch, einen

Menschen in Anabiose zu versetzen, sollte vor der Londoner Öffentlichkeit in einem speziell für diesen Zweck gemieteten Raum stattfinden. Die breite Werbekampagne hatte zahlreiche Zuschauer in den großen

weißen Saal gelockt. Obwohl der Saal überfüllt war, wurden in ihm künstlich Minusgrade aufrechterhalten. Um dem Publikum den unangenehmen Anblick zu ersparen, beschloss man, den

Versuchspersonen jene Lösung, die ihr Blut dem der Kaltblüter annähern sollte, in einem Nebenraum zu injizieren, zu dem nur die Verwandten und Freunde der Betroffenen Zutritt hatten.

Edward Leslie erschien seiner Gewohnheit nach mit astronomischer Genauigkeit um Punkt zwölf Uhr mittags. Als Carlson ihn erblickte, erschrak er regelrecht - so abgemagert war der Astronom. Seine Wangen

waren fiebrig gerötet.
Bei jedem Atemzug hüpfte der Adamsapfel an dem mageren Hals kramphaft auf und ab, und in dem Tuch, das sich der Professor während seiner Hustenanfälle vor den

Mund hielt, entdeckte Carlson Blutstropfen.

Das fangt ja gut an, dachte er, während er den Astronomen am Arm in den Nebenraum führte.

Kurz nach Edward Leslie traf sein Neffe mit der

bekümmerten Miene eines Menschen ein, der seinen geliebten Onkel zu Grabe trägt.

Die Menge starrte den Astronomen neugierig an. Die Fotoapparate der Zeitungsreporter klickten.

Dann schloss sich die Tür zum Nebenraum hinter Leslie, und das Publikum nahm in gespannter Erwartung die »Schafotte« in Augenschein, wie jemand die mitten im Saal auf einer Empore,

aufgebauten Gestelle
getauft hatte.

Diese »Schafotte« erinnerten an riesige Aquarien mit doppelten Wänden. Sie bestanden aus zwei ineinander gestellten Glaskästen. Der kleinere diente der

Aufnahme eines Menschen, während zwischen den beiden Kästen die Kühlapparatur untergebracht war.

Das eine »Schafott« war für Leslie bestimmt, das andere für Merais, der

sich mit dichterischer Unbekümmерtheit verspätete.

Während die Ärzte im Nebenraum alles für die Operation vorbereiteten, Leslie den Puls maßen und sein Herz abhorchten, eilte Carlson

immer wieder ungeduldig
in den Saal hinüber, um
sich nach Merais'
Verbleib zu erkundigen.

»Da haben Sie's!« schrie
er Gilbert an, als er das
dritte Mal unverrichteter
Dinge zurückkehrte. »Ich
hatte recht. Merais ist

nicht gekommen.«

Gilbert zuckte nur die Achseln.

Im selben Augenblick flog die Tür jedoch krachend auf, und an der Schwelle erschien der Dichter. Sein Gesicht und seine Kleidung

zeigten noch deutliche Spuren einer feuchtfröhlich verbrachten Nacht. Der unstete Blick, das dümmliche Lächeln und der unsichere Gang ließen erkennen, dass der nächtliche Rausch

noch längst nicht verflogen war.

Wutentbrannt stürzte Carlson auf Merais zu:
»Das ist unerhört! Sie sind ja betrunken!«

Merais grinste und hatte alle Mühe, sein Gleichgewicht zu

bewahren. »Bei uns in Frankreich«, erwiderte er, »ist es Sitte, den zum Tode Verurteilten einen letzten Wunsch zu erfüllen und ihnen vor der Hinrichtung alle Speisen und Weine vorzusetzen, die sie sich

nur wünschen. Auf diese Weise trinken sich viele vor ihrem Ableben zu Tode. Sie wollen mich in Anabiose versetzen. Das aber ist weder Leben noch Tod. Deshalb habe ich die goldene Mitte gewählt und bin jetzt

weder betrunken noch
nüchtern.«

Das Gespräch wurde durch einen plötzlichen Aufschrei des Chirurgen unterbrochen: »Halt! Geben Sie mir eine frische Lösung! Füllen Sie sie in ein neues, steriles

Gefäß!«

Carlson blickte sich um. Der halb entkleidete Edward Leslie saß, mit seiner eingefallenen Brust schwer atmend, auf einem weißen Stuhl. Der Chirurg hielt mit einer Pinzette die bereits

geöffnete Vene zu.

»Wie Sie sehen«, sagte der Arzt aufgeregt zu der barmherzigen Schwester, die das Glas mit der chemischen Lösung hochhielt, »ist die Flüssigkeit trübe geworden! Geben Sie mir

eine neue Dosis! Die Flüssigkeit muss absolut klar sein!«

Jemand reichte der Schwester rasch die Flasche mit der Lösung und ein sauberes Glas. Der Arzt führte die Injektion aus.

»Wie fühlen Sie sich?«

»Danke«, erwiderte der Astronom, »es geht.«

Anschließend erhielt auch Merais seine Spritze.

In leichte, wärmedurchlässige Kleidung gehüllt, führte

man sie in den Saal.

Die aufgeregte
murmelnde Menge
verstummte. Mit Hilfe
einer Leiter erklimmen
Leslie und Merais die
»Schafotte« und legten
sich in ihre gläsernen
Särge.

Und hier, bereits auf dem
weißen Laken
ausgestreckt,
deklamierte Merais
plötzlich mit heiserer
Stimme ein Epitaph, das
der römische Dichter
Ennius einst für Scipio
verfasst hatte:

»Den, der begraben hier liegt, haben Landsleute nicht und nicht Fremde so zu ehren vermocht, wie es ihm rechtens gebührt.«

Worauf er überraschend einschlief und das laute Schnarchen eines

Betrunkenen hören ließ.
Edward Leslie lag da wie
ein Toter. Seine
Gesichtszüge waren spitz
geworden. Sein Atem
ging hastig und flach.
Den Blick unverwandt
auf das Thermometer
gerichtet, kühlte der

Chirurg die Luft zwischen den Glaswänden ab.

Je tiefer die Temperatur sank, um so leiser wurde Merais' Schnarchen.

Leslies Atemzüge waren kaum zu hören. Merais bewegte noch ein, zweimal den Arm und lag

dann völlig still. Leslies Augen standen halb offen. Schließlich hörte bei beiden die Atmung auf, und Leslies Augen wurden trübe. Im selben Moment schob man die gläsernen Deckel über die »Särge«. Nun erfolgte

kein Luftzutritt mehr.

»Minus einundzwanzig Grad Celsius. Die Anabiose ist eingetreten!« sagte der Chirurg in die Stille hinein. Der Saal leerte sich allmählich.

Gilbert, Carlson und der

Chirurg begaben sich in den Nebenraum. Der Chirurg machte sich sofort an eine chemische Analyse. Gilbert blickte finster drein.

»Ziemlich deprimierend das Ganze. Ich bin nach wie vor der Ansicht, dass

man dem Publikum nur das Erwachen vorführen sollte. Diese Begräbnisszenerie nimmt jedem die Lust, sich in Anabiose versetzen zu lassen. Nur gut, dass dieser Taugenichts von Dichter die Sache ein

bisschen aufgelockert hat.«

»Teilweise muss ich Ihnen recht geben, Gilbert«, erwiderte Carlson. »Es war kein heiterer Anblick, das stimmt. Aber die Leute müssen alles von Anfang

an miterleben, sonst
glauben sie uns nicht!
Unsere Toten sind unter
ständiger Aufsicht. Sie
können zu jeder Tages-
und Nachtzeit besichtigt
werden. Und was wir bei
dem Begräbnis
eingebüßt haben,

gewinnen wir bei der Auferstehung doppelt und dreifach zurück. Mich beschäftigt etwas anderes: Diese Spritzerei ist ziemlich unangenehm und aufwendig. Für das Einfrieren großer Menschenmengen ist sie

nicht geeignet. Aber ich habe die Nachricht erhalten, dass Professor Wagner ein einfacheres Verfahren entwickelt hat, bei dem die notwendige Veränderung des Blutes durch das Einatmen besonderer Dämpfe

bewirkt wird.«

»Verflixt noch mal! Das habe ich geahnt!« rief der Chirurg plötzlich aus und hob das mit einer Flüssigkeit gefüllte Reagenzglas.

»Was gibt's, Doktor?«

»Was es gibt? Nicht mehr

und nicht weniger, als dass unser ganzes Experiment und Professor Leslies Leben an einem dünnen Faden hingen. Wie Sie sich erinnern werden, stellte ich während der Injektion fest, dass die Flüssigkeit

trübe geworden war. Das aber hätte auf keinen Fall passieren dürfen. Schließlich hatte ich die Lösung eigenhändig unter absolut sterilen Bedingungen hergestellt. Nun bin ich der Ursache für diese Eintrübung

nachgegangen.«

»Und was haben Sie entdeckt?« fragte Gilbert.

»Blausäure.«

»Gut!«

»Und zwar eins der stärksten. Bei Blausäure tritt die tödliche Wirkung

sofort ein, und eine Rettung ist nicht möglich.«

»Aber wie ist sie in die Lösung geraten?« »Ja, das ist die Frage!«

»Das war Arthur Leslie. Der untröstliche Neffe des Astronomen. Gilbert,

erinnern Sie sich an seine Bitte und an seine anschließende Drohung? Ist das ein Halunke! Und was für eine Trauermiene hat er hier zur Schau getragen!«

»Aber wann soll er das getan haben? Er ist den

Apparaten doch
anscheinend gar nicht
nahegekommen.«

»Tja«, murmelte der
Chirurg nachdenklich,
»vielleicht sind noch
andere in diese Sache
verwickelt.

Möglicherweise die

barmherzige Schwester?«

»Wir müssen die Polizei einschalten! Schließlich ist das ein Verbrechen!« rief Gilbert empört.

»Auf keinen Fall!«

protestierte Carlson.

»Das würde nur unserem Ansehen schaden,

besonders unter den Arbeitern, mit denen wir doch letzten Endes rechnen. Und was kann die Polizei schon ausrichten? Wen sollen wir beschuldigen? Arthur Leslie als interessierte Person? Aber es gibt

keinerlei Beweise dafür,
dass er etwas mit dem
Verbrechen zu tun hat.«

»Vielleicht haben Sie
recht«, brummte Gilbert
nachdenklich. »Aber auf
jeden Fall müssen wir
von nun an sehr
vorsichtig sein.«

Die Auferstehung von den Toten

Ein Monat war vergangen. Der Tag der »Auferstehung« rückte näher. Unter den Londonern herrschte

Aufregung. Sie schlossen Wetten darüber ab, ob es gelingen würde, die in Anabiose Versetzten wiederzuerwecken.

In der Nacht vor der Wiederbelebung untersuchte der Chirurg die beiden

Versuchspersonen in
Gegenwart von Gilbert
und Carlson. Leslie und
Merais lagen da wie Tote,
kalt und leblos. Der
Chirurg klopfte mit
seinem Hämmerchen
gegen die gefrorenen
Lippen des Dichters, und

die Schläge hallten durch den leeren Saal, als klopfe er gegen ein Stück Holz. Die Wimpern des Dichters waren von der dem Körper entwichenen Wärme bereift.

Bei der Untersuchung

des Astronomen entdeckten die scharfen Augen des Chirurgen auf dem entblößten Arm eine kleine Erhebung unter der Haut. An ihrer Spitze schimmerte ein kaum sichtbarer Fleck, der von einer Injektion

herzuröhren schien, und darunter blinkte ein gefrorener Tropfen.

Der Chirurg schüttelte missbilligend den Kopf. Er kratzte den gefrorenen Tropfen mit der Lanzette ab, trug das Eisklümppchen vorsichtig

in den Nebenraum und analysierte es dort. Carlson und Gilbert sahen ihm dabei aufmerksam zu.

»Na, was ist?«

»Genau dasselbe! Wieder Blausäure! Trotz all unserer

Vorsichtsmaßnahmen ist es Arthur Leslie offensichtlich doch gelungen, seinem geliebten Onkel ein paar Tropfen des tödlichen Giftes unter die Haut zu spritzen!«

Gilbert und Carlson

waren wie vor den Kopf geschlagen.

»Nun ist alles verloren!«

murmelte Gilbert

verzweifelt. »Edward

Leslie wird nicht wieder
aufwachen. Unser

Unternehmen ist hoffnungslos

kompromittiert!«

Carlson war außer sich.

»Der Halunke gehört vors Gericht. Jetzt sehe ich ein, dass wir diesen Verbrecher der Rechtsprechung übergeben müssen, auch wenn ein Skandal uns

noch so sehr schadet!«

Der Chirurg stützte den Kopf in die Hände und dachte nach.

»Warten Sie, vielleicht ist noch nicht alles verloren!« sagte er schließlich. »Vergessen Sie nicht, dass das Gift

unter die Haut eines steifgefrorenen Körpers gespritzt wurde, in dem alle Lebensprozesse ruhen. Es dürfte also nicht allzu tief eingedrungen sein. Da der Blutkreislauf unterbrochen ist, kann

das Gift auch nicht in die Blutbahn gelangt sein. Falls die giftige Flüssigkeit vorher erwärmt wurde, mag eine geringe Menge davon unter die Haut geraten sein, die sich unter der Wärmeeinwirkung

ausgedehnt hat. Weiter aber kann das Gift nicht gedrungen sein. Der Tropfen, der an der Einstichstelle ausgetreten ist, lässt darauf schließen, dass der Verbrecher keine größere Menge

einspritzen konnte.«

»Aber ein Tropfen genügt doch, um einen Menschen zu vergiften?«

»Das ist richtig. Diesen Tropfen können wir jedoch seelenruhig entfernen, indem wir ihn zusammen mit einem

Stück Fleisch
herausschneiden.«

»Glauben Sie wirklich,
dass ein Mensch, in
dessen Körper sich zwei,
drei Wochen lang eine
giftige Flüssigkeit
befunden hat,
weiterleben kann?«

»Warum nicht? Man muss nur etwas tiefer schneiden, damit nichts von dem Gift im Körper verbleibt! Eine auch nur teilweise Erwärmung wäre riskant. Hier muss regelrecht unter Vereisung operiert

werden.«

Der Chirurg nahm sein Hämmerchen und ein Instrument, das große Ähnlichkeit mit einem Meißel hatte, trat zu dem gefrorenen Körper und schabte den Höcker ab, wobei er sich wie ein

Bildhauer an einer Marmorstatue betätigte. Haut und Muskeln rieselten als winzige Eissplitter auf den Boden des Glaskastens. Im Arm bildete sich rasch eine kleine Vertiefung.

»Nun, das dürfte

genügen.«

Die Splitter wurden sorgfältig aufgelesen und die Vertiefung im Arm mit Jod ausgepinselt, das auf der Stelle erstarrte.

Draußen setzte der Straßenverkehr ein. Vor dem Haus wartete

bereits eine lange Schlange. Die Türen wurden geöffnet, und die Menschen strömten in den Saal.

Punkt zwölf Uhr hoben sich die gläsernen Deckel, und der Chirurg sorgte, ohne das

Thermometer aus den Augen zu lassen, für eine langsame Erhöhung der Temperatur.

»Achtzehn ... zehn ... fünf Grad minus. Null! Eins ... zwei ... fünf Grad über Null!« Eine Pause trat ein.

Der Reif auf Merais' Wimpern schmolz und sammelte sich in den Augenwinkeln wie Tränen.

Der erste, der sich regte, war Merais. Die Spannung im Saal erreichte ihren

Höhepunkt. Und mitten
in die Stille hinein nieste
Merais plötzlich
geräuschvoll. Dadurch
entlud sich die
Spannung, und die
Menge begann zu
summen wie ein
Bienenkorb. Merais hob

den Kopf, setzte sich in seinem Glaskasten auf, gähnte und blickte verschlafen in die Menge.

»Guten Morgen!« sagte jemand in scherhaftem Ton zu ihm.

»Guten Morgen! Aber ich

bin noch todmüde.« Und Merais' Kopf sank wieder nach hinten.

Im Publikum ertönte Gelächter.

»Der eine Monat hat ihm zum Ausschlafen nicht gereicht!«

»Der ist ja betrunken!«

riefen einige Leute.

»Als Mister Merais sich damals hier einfand«, erklärte der Chirurg mit lauter Stimme, »war er angetrunken. Und in diesem Zustand versetzten wir ihn in die Anabiose, die alle

Prozesse im Organismus zum Stillstand bringt. Jetzt, bei der Rückkehr ins Leben, ist Mister Merais natürlich noch immer beschwipst. Und da er die Nacht vor der Anabiose offensichtlich durchwacht hat, verspürt

er nun ein starkes Schlafbedürfnis. Denn die Anabiose ist kein Schlaf, sondern ein Mittelding zwischen Schlaf und Leben.«

»Blut! Blut!« hörte man eine erschrockene Frauenstimme rufen.

Der Chirurg sah sich um.
Die Blicke der Menge
waren auf Leslie
gerichtet. Auf dem Ärmel
seines Kittels breitete
sich ein Blutfleck aus.

»Kein Grund zur
Aufregung!« rief der
Chirurg. »Das ist eine

völlig harmlose Sache. Während der Anabiose mussten wir an Professor Leslie eine kleine Operation vornehmen, die jedoch nichts mit unserem Experiment zu tun hat. Nun, da eine Erwärmung des Körpers

eingetreten und der Blutkreislauf wieder in Gang gekommen ist, tritt aus der Wunde Blut. Das ist alles. Wir werden ihm gleich einen Verband anlegen.« Der Chirurg riss Leslies Ärmel auf und verband rasch den Arm.

Dabei kam Leslie zu sich.

»Wie fühlen Sie sich,
Professor?«

»Danke, gut. Es atmet
sich irgendwie leichter.«

Und tatsächlich ging
Leslies Atem
gleichmäßig, und seine
Brust hob sich nicht mehr

so krampfhaft wie zuvor.

»Wie Sie sehen«, sagte der Chirurg, zur Menge gewandt, »ist unser Experiment gelungen. Anschließend erfolgt eine fachärztliche Untersuchung der Versuchspersonen.«

Angeregt plaudernd,
ging die Menge
auseinander, Merais und
Leslie aber begaben sich
in den Nebenraum.

5

Ein einträgliches
Geschäft

Bei der gründlichen medizinischen Untersuchung Edward Leslies wurde eine überraschende Auswirkung der Anabiose festgestellt. Die niedrigen Temperaturen

hatten sämtliche
Tuberkelbazillen in
Leslies kranken Lungen
abgetötet und den
Astronom somit von der
Tuberkulose geheilt.

Dies war zwar bei
Bachmetjews Versuchen
bereits vermutet worden,

aber nun hatte es sich als
eine unwiderlegbare
Tatsache erwiesen, die
das Problem des Kampfes
mit der Tuberkulose,
dieser schrecklichen
Geißel der Menschheit,
aufs glänzendste löste.
Carlson sollte recht

behalten: Edward Leslie und Merais waren nun die populärsten Männer Londons, ja der ganzen Welt. Sie wurden interviewt, fotografiert und zu Öffentlichen Vorträgen eingeladen. Der Astronom fühlte sich

nun zwar wieder völlig gesund, litt aber unter diesem ungewohnten Trubel. Er bestand darauf, ihn von neuem bis zum Jahre 1933 in Anabiose zu versetzen.

»Ich muss mich für die Wissenschaft

konservieren«, sagte er.
Und sein Wunsch ging in Erfüllung. Man brachte ihn nach Grönland. Er fuhr als erster in die tiefen Schächte des »Konservatoriums« ein, wie man diese unterirdischen Räume für

das massenhafte
Einfrieren von Menschen
nannte.

Merais dagegen genoss
es, von den Wogen der
Publicity getragen zu
werden. Er begnügte sich
nicht mit öffentlichen
Auftritten, er verfasste

auch ein Poem mit dem Titel »Am anderen Ufer des Styx«. Darin schilderte er, wie seine Seele, von den Fesseln des erstarrten Körpers befreit, durch den blauen Äther des Weltraums schwebte und auf den

leuchtenden Ringen des
Saturn schwamm. Die
Seele des' Dichters
weilte auch auf den
Planeten ferner Sterne:
»Dort, wo violette
Blumenmenschen
wachsen und das ewige
Lied vom Glück singen«.

Sie wirbelte durch die Räume der vierten Dimension, wo alle Dinge nicht nur nach Breite, Länge und Tiefe gemessen werden.

»Auf Erden fehlt da jeglicher Vergleich«, schrieb Merais und

schilderte verworren die Existenzbedingungen in der Welt der vierten Dimension, »wo jede Zeit aufhört«, wo man Begriffe wie »außen« und »innen« nicht kennt und alle Gegenstände einander durchdringen,

ohne ihre Formen zu vermischen. Er beschrieb ungewöhnliche Begegnungen auf der Milchstraße, die über den uns bekannten Sternenhimmel hinausführt. Natürlich hielt Merais'

Poem keiner
wissenschaftlichen Kritik
stand: Im Zustand der
Anabiose konnte er mit
seinem tiefgefrorenen
Gehirn nicht einmal
Träume sehen. Aber das
sensationshungrige, zum
Mystizismus neigende

Publikum berauschte sich
an seinen
phantastischen Bildern.
Liebhaber starker
Gefühle verspürten den
Wunsch, selbst einmal
»die grenzenlosen Räume
zu durchheilen«. Natürlich
empfanden sie in

Anabiose nicht mehr als gewöhnliches Gefrierfleisch, aber als sie »erwachten«, bestätigten sie Merais' Lüge.

Die Anabiose brachte Gilbert Gewinne, die alle Erwartungen übertrafen.

Außer Liebhabern starker Gefühle strömten Tbc-Kranke aus aller "Welt zu ihm. Das grönländische »Sanatorium« wirkte Wunder. Die Kranken fanden hier völlige Genesung. Bald aber stellten sich neue

Klienten ein. Die englische Regierung fand es »humaner« und vor allem billiger, »unverbesserliche« Verbrecher in Anabiose zu versetzen, statt sie lebenslänglich einzusperren oder zum

Tode zu verurteilen.

Zu guter Letzt wurde die Anabiose auch bei Viehtransporten angewandt. Statt des fade schmeckenden, auf gewöhnliche Art eingefrorenen Fleisches, das aus Australien

bezogen wurde, brachte man die Tiere jetzt im Zustand der Anabiose nach England. Unterwegs brauchten sie kein Futter, und nach ihrer Ankunft wurden sie aufgetaut und wiederbelebt. So

gelangte frisches, billiges Fleisch auf den Tisch der Engländer.

Carlson rieb sich die Hände. Sein Anteil an den riesigen Einnahmen, die die Anabiose erbrachte, war nicht gerade gering.

»Na«, sagte er voller Stolz zu Gilbert, »wissen Sie nun, was ein Pläneschmied ist? Ihr Geld und meine Projekte haben Ihnen Millionen eingebracht. Ohne mich hätten Sie mit Ihren Kohlegruben längst

Pleite gemacht!«

»Die Gruben sind auch heute noch ein Verlustgeschäft für mich«, erwiderte Gilbert.

»Die Kohle lässt sich nicht absetzen, die Arbeiter geben nicht nach, und die Regierung

verweigert Subventionen. Tja, Carlson, das Leben ist eine harte Nuss! Sie sind ein guter Pläneschmied, aber das Leben richtet sich nicht nach unseren Plänen. Wir wollten Arbeitslose mitsamt ihren

Familien einfrieren, statt
dessen haben wir unsere
Kühlräume in Sanatorien
und Gefängnisse
verwandelt!«

»Nur Geduld! Auch die
Arbeiter werden
kommen! Sie, Gilbert,
verfügen jetzt über freies

Kapital. Versprechen Sie den Arbeitern für den Fall, dass sich das Familienoberhaupt in Anabiose versetzen lässt, einen guten Unterhalt. Und glauben Sie mir, sie werden anbeißen! Wenn sie sich erst an die

Anabiose gewöhnt
haben, können wir die
Gratifikationen kürzen.
Zum Schluss werden sich
die Arbeitslosen, nur um
nicht hungern zu müssen,
darum reißen, mit ihren
Familien eingefroren zu
werden. Sie werden

schon noch kommen! Die
Not wird sie uns in die
Arme treiben! Glauben
Sie mir, sie werden
kommen!«

Und sie kamen ...

6

In Grönlands Eis

Ein kalter Herbstwind fegte durch die Straßen. Der junge Häuer aus den Gruben von Cardiff ging mit gesenktem Kopf langsam auf ein kleines Einfamilienhaus zu, das durch die kahlen Zweige

des Gartens schimmerte. Benjamin Johnson stand eine Weile vor der Tür, bevor er sie mit einem tiefen Seufzer öffnete und zaghaft ins Haus trat.

Seine Frau, Frederica Johnson, spülte neben

dem großen Kamin das
Geschirr. Sein
zweijähriger Sohn
Samuel schlief schon.
Frederica blickte ihren
Mann fragend an.
Johnson ließ sich, ohne
den Mantel auszuziehen,
auf einen Stuhl sinken

und sagte leise: »Ich
konnte nichts
auftreiben.«

Der Teller entglitt
Fredericas Hand und fiel
scheppernd ins
Waschbecken.

Erschrocken drehte sie
sich nach dem Kind um,

aber Samuel schlief fest.

»Das Streikkomitee hat keine Mittel mehr. Und der Laden gibt uns nichts mehr auf Kredit ...«

Frederica ließ das Geschirr stehen, rieb ihre Hände an der Schürze trocken, setzte sich

wortlos an den Tisch und starzte in eine Ecke, um ihre Erregung zu verbergen.

Johnson zog langsam eine zerdrückte Zeitung aus der Tasche seines für die Jahreszeit viel zu dünnen Mantels und

legte sie vor Frederica auf den Tisch.

»Hier, lies mal.«

Frederica wischte die Tränen ab, die ihr den Blick verschleierten, und las die großaufgemachte Anzeige:

»Fünf Pfund in der Woche

erhalten Familien von Arbeitern, die bereit sind, bis zum Frühling zu schlafen ...«

Anschließend wurde erklärt, was es mit der Anabiose auf sich hatte. Frederica hatte schon davon gehört. Gilberts

Agenten machten seit einiger Zeit unter den Arbeitern für die Anabiose Propaganda.

»Das wirst du nicht tun!« sagte sie resolut. »Wir sind doch keine Tiere, dass wir uns einfrieren lassen!«

»Selbst Gentlemen aus der Stadt sind sich dafür nicht zu gut!«

»Deine vollgefressenen Gentlemen wissen vor Übermut nicht, wohin mit sich. Was die tun, geht uns nichts an!«

»Hör zu, Frederica, es ist

doch wirklich kein Drama und keine Schande, sich in Anabiose versetzen zu lassen. Und für mich ist die Sache ganz harmlos. So betätige ich mich nicht als Streikbrecher und nehme niemandem etwas weg.«

»Und was ist mit uns beiden? Schließlich bist du eine Zeitlang so gut wie tot. Wir sollten lieber um unser Lebensrecht kämpfen, statt als Gefrierfleisch irgendwo herumzuliegen, bis es den Herrschaften

einfällt, uns wieder zum Leben zu' erwecken!«

Frederica redete sich in Rage und wurde ein wenig laut.

Der kleine Samuel erwachte, fing an zu weinen und bat um etwas zu essen. Frederica nahm

ihn in die Arme und wiegte ihn in den Schlaf. Johnson blickte traurig auf das blonde Köpfchen seines Sohnes. Wie blass der Junge in letzter Zeit geworden war! Und auch Fredericas Wangen waren nicht mehr so

rosig wie einst...

Als das Kind eingeschlafen war, setzte Frederica sich an den Tisch und schlug die Hände vors Gesicht. Sie konnte ihre Tränen nicht langer zurückhalten.

Benjamin strich mit

seiner rauen Hand über ihr seidenweiches Haar, das ebenso hell war wie das des Sohnes, und redete ihr zu wie einem Kind: »Mir blutet das Herz, wenn ich euch ansehe! Versteh mich doch! Schon morgen

könnte vor Samuel ein großer Becher mit dampfender Milch und frisches Weißbrot stehen, und du hättest ein gutes Stück Rindfleisch, Kartoffeln, Butter und Kaffee auf dem Tisch ... Natürlich fällt's mir

schwer, mich von euch zu trennen, aber es ist doch nur bis zum Frühling! Zur Apfelblüte bin ich wieder hier. Und ihr beide blüht und gedeiht dann genauso wie unsere Apfelbäume!«

Frederica schluchzte

noch einmal auf und sagte nichts mehr.

»Es ist Zeit schlafen zu gehen, Ben.«

Mehr sprachen sie an diesem Abend nicht.

Aber Benjamin wusste, dass sie einverstanden war. Am nächsten Tag

verabschiedete er sich von Frau und Kind und stieg in ein Passagierflugzeug nach Grönland.

Die graugrüne Wasserfläche des Atlantiks wurde von rauen Bildern des

Nordens abgelöst. Eine Eiszüste mit hier und da aufragenden Berggipfeln ... Von Zeit zu Zeit ging die Maschine tiefer, und man sah die Herren dieser Einöde: Eisbären. Beim Anblick des Flugzeugs bäumten sie

sich erschrocken auf,
hoben die Tatzen, als
bäten sie um Schonung,
und ergriffen dann mit
überraschender
Geschwindigkeit die
Flucht.

Bei ihrem Anblick musste
Johnson unwillkürlich

lächeln. Er beneidete diese Tiere um ihr hartes, aber freies Leben.

In der Ferne tauchten ein paar Gebäude und ein Flugplatz auf.

»Wir sind da!«

Alles übrige ging ungewöhnlich rasch.

Man führte Johnson ins Büro des »Konservatoriums«, wo man seinen Namen und seine Adresse notierte und ihm eine Nummer ums Handgelenk band. Dann ging es hinunter. Der Förderkorb glitt in

atemberaubendem Tempo abwärts und kreuzte eine Reihe horizontal verlaufender Stollen.

Die Temperatur stieg allmählich an. Während oben erhebliche Minusgrade geherrscht

hatten, war es weiter unten zehn Grad warm. Mit einem Ruck blieb der Förderkorb stehen. Johnson kam in einen hell erleuchteten Raum, in dessen Mitte ein Podest aufragte, von dem vier Drahtseile zu einer

großen Öffnung in der Decke führten. Auf dem Podest stand ein niedriges, mit einem weißen Laken bezogenes Bett. Johnson erhielt einen leichten Kittel und wurde aufgefordert, sich aufs Bett zu legen. Man

stülpte ihm eine Maske über und ließ ihn irgendwelche Dämpfe einatmen.

»Fertig!« hörte er die Stimme des Arztes. .

Und im selben Augenblick schwebte das Podest mitsamt seinem

Bett in die Höhe. Bald fühlte er es immer kälter werden. Zu guter Letzt wurde die Kälte unerträglich. Er versuchte zu schreien und das Podest zu verlassen, aber seine Glieder waren wie

erstarrt ... Sein
Bewusstsein trübte sich.
Und plötzlich rieselte
eine angenehme Wärme
durch seinen Körper.
Aber das war eine
Täuschung, der alle
Erfrierenden unterliegen:
In einer letzten

Anstrengung erhöht der Organismus die Körpertemperatur, um seine ganze Wärme dann an den kalten Raum abzugeben. In diesem kurzen Moment dachte Johnson ungewöhnlich rasch und klar.

Genaugenommen waren das keine Gedanken, sondern überdeutliche Bilder. Er sah seinen von der Sonne überfluteten Garten, die in einem Blütenmeer versinkenden Apfelbäume, den gelben

Weg, auf dem sein kleiner Samuel ihm entgegengelaufen kam, und die lächelnde, junge, rotwangige, blonde Frederica ...

Dann verblasste alles, und er verlor endgültig das Bewusstsein.

Einen Augenblick später kam er wieder zu sich und schlug die Augen auf.

Ein junger Mann beugte sich über ihn.

»Wie fühlen Sie sich, Johnson?« fragte der junge Mann lächelnd.

»Danke, ein wenig schwach, im allgemeinen aber nicht schlecht«, erwiderte Johnson und sah sich um. Er befand sich in einem weißen, hell erleuchteten Zimmer.

»Stärken Sie sich erst

einmal mit einem Glas Wein und einer Bouillon, und dann brechen wir auf!«

»Aber was ist mit der Anabiose, Doktor? Hat was nicht geklappt, oder werden in den Gruben dringend Arbeiter

gebraucht?«

Der junge Mann lächelte.

»Ich bin kein Doktor.

Machen wir uns bekannt:

Mein Name ist Crookes.«

Und er reichte Johnson

die Hand. »Die Anabiose

hat geklappt, aber

darüber unterhalten wir

uns später. Ein Flugzeug wartet auf uns!«

Johnson wunderte sich, dass alles so schnell zu Ende war, zog sich rasch an und fuhr zusammen mit Crookes aus dem Schacht.

Und Frederica hat

vielleicht die ganze
Nacht geweint, dachte
er, in Gedanken an das
baldige Wiedersehen
lächelnd..

Am Eingang in das
unterirdische Reich
stand eine große
Passagiermaschine.

Ringsum breitete sich
eine ewige Eiswüste aus.
Es war Nacht. Flackernde
Nordlichter streuten ihr
zartes Farbenspiel über
den Himmel.

Voller Behagen atmete
der in einen warmen Pelz
gehüllte Johnson die

klare Frostluft ein.

»Ich bringe Sie nach Hause!« erklärte Crookes, während er Johnson über die Gangway in die Kabine führte.

Das Flugzeug erhob sich rasch in die Luft.

Johnson erblickte wieder

dieselbe Landschaft, die
er schon einmal
überflogen hatte,
dieselben vereisten
Krater, die von Zeit zu
Zeit gleich Hügelgräbern
in der Steppe aufragten,
dieselben Eisbären, die er
vor kurzem noch

beneidet hatte. Und da
waren auch wieder die
ehrwürdigen grauen
Wogen des Atlantiks.
Nicht lange, und schon
tauchte im graublauen
Nebel fern am Horizont
die Küste Englands auf.
Cardiff ... die Gruben ...

die gemütlichen
Einfamilienhäuser ... Und
da war auch sein helles,
im dichten Grün des
Gartens versinkendes
Häuschen. Johnson
bekam Herzklopfen.
Gleich würde er
Frederica wiedersehen,

den kleinen Samuel in die Arme nehmen und in die Luft werfen.

»Mehr, mehr!« würde der Kleine wie immer rufen. Das Flugzeug beschrieb eine scharfe Kurve und landete auf der Wiese neben Johnsons Haus.

7

Die Heimkehr

Voller Ungeduld kletterte Johnson aus der Kabine. Die Luft war mild. Er warf den Pelz ab

und lief zu seinem Haus.
Crookes konnte ihm
kaum folgen.

Es war ein herrlicher
Spätsommerabend. In
der untergehenden
Sonne leuchteten große
rote Äpfel an den
Bäumen.

»Nanu«, meinte Johnson erstaunt,- »habe ich etwa bis zum Herbst durchgeschlafen?«

Er lief zum Gartenzaun und sah seinen Sohn und seine Frau vor sich. Der kleine Samuel saß zwischen Herbstblumen

und warf seiner Mutter lachend Äpfel zu. Fredericas Gesicht war hinter den Zweigen des Apfelbaums verborgen.

»Samuel! Frederica!« rief Johnson freudig aus, sprang über den niedrigen Zaun und eilte

quer durch die Beete auf Frau und Sohn zu. ■

Statt jedoch seinem Vater entgegenzustürzen, fing der Kleine bei Johnsons Anblick an zu weinen und lief erschrocken zu seiner Mutter.

Johnson blieb stehen und erkannte plötzlich, dass er sich geirrt hatte: Das waren nicht Samuel und Frederica, obwohl der Junge seinem Sohn sehr ähnlich sah. Die junge Mutter trat hinter dem Baum hervor. Sie war in

Fredericas Alter und ebenso zart und rotwangig wie sie. Aber sie hatte dunkleres Haar. Natürlich war das nicht Frederica! "Wie hatte er sich nur so täuschen können! Wahrscheinlich war' das eine Nachbarin

oder eine Freundin von
Frederica.

Johnson trat langsam
näher und verbeugte
sich. Die junge Frau
blickte ihn
erwartungsvoll an.

»Entschuldigen Sie,
anscheinend habe ich

Ihrem Sohn einen Schreck eingejagt«, sagte er, während er das Kind betrachtete und sich über seine Ähnlichkeit mit Samuel wunderte. »Ist Frederica zu Hause?«

»Welche Frederica?«

fragte die Frau.

»Frederica Johnson,
meine Frau!«

»Sie haben sich wohl in
der Adresse geirrt?«

erwiderte die Frau. »Hier
gibt's keine Frederica.«

»Na, das ist ja ein Ding!
Ich werde doch noch

mein eigenes Haus
kennen!«

»Ihr Haus?«

»Wessen sonst?«

Allmählich begann ihn
diese dumme Person
aufzuregen.

In die Haustür trat,
offensichtlich durch die

Stimmen herbeigelockt,
ein junger Mann von
etwa dreiunddreißig
Jahren.

»Was gibt's, Helen?«
fragte er, eine
Stummelpfeife paffend,
ohne die Stufen der
Außentreppe

herabzukommen.

»Es handelt sich darum«, erwiderte Johnson auf diese nicht an ihn gerichtete Frage, »dass sich hier während meiner Abwesenheit anscheinend einiges verändert hat. In meinem

Haus wohnen jetzt
andere Leute ...«

»In Ihrem Haus?« fragte
der junge Mann auf der
Außentreppe spöttisch.

»Jawohl, in meinem
Haus!« erwiderte
Johnson und wies auf
sein Heim.

»Mit wem habe ich denn
das Vergnügen?«
erkundigte sich der
junge Mann.

»Ich bin Benjamin
Johnson!«

»Benjamin Johnson?«
fragte der junge Mann
zurück und brach in

schallendes Gelächter aus. »Hast du das gehört, Helen?« sagte er zu seiner Frau. »Da hat sich noch ein Benjamin Johnson eingefunden, dem ebenfalls dieses Haus gehört!«

»Ich darf Ihnen

versichern«, schaltete sich der inzwischen herangekommene Crookes in die Unterhaltung ein, »dass tatsächlich Benjamin Johnson vor Ihnen steht.« Und er wies auf den jungen Bergarbeiter.

»Das wird ja immer schöner. Sogar einen Zeugen hat er mitgebracht! Und ich darf Ihnen versichern, dass das ein ziemlich dummer Scherz ist. Ich trage seit dreißig Jahren den Namen

Benjamin Johnson, bin in
diesem Haus zur Welt
gekommen und sein
Eigentümer, Sie aber
wollen mir weismachen,
dass Benjamin Johnson,
der Besitzer dieses
Hauses, jener junge
Mann ist!«

»Ich will Ihnen nichts weismachen, sondern Sie davon überzeugen, falls Sie uns gestatten, ins Haus zu kommen und Sie über gewisse Umstände, die Ihnen offensichtlich unbekannt sind, aufzuklären.«

Crookes sprach in so überzeugendem Ton, dass der junge Mann ihn und Johnson nach kurzem Zögern ins Haus bat.

Aufgeregt betrat Johnson sein Haus, das er erst vor so kurzer Zeit verlassen

hatte. Noch immer hoffte er, Frederica auf ihrem gewohnten Platz am Kamin und ihr zu Füßen seinen auf dem Fußboden spielenden Sohn wiederzusehen. Aber die beiden waren nicht da ...

Neugierig musterte Johnson das Zimmer, in dem er so viele schöne und bittere Stunden verbracht hatte.

Die ganze Einrichtung war ihm unbekannt und

fremd.

Nur über dem Kamin hingen noch die alten bemalten Teller aus der elisabethanischen Epoche -

Familienerbstücke der Johnsons.

In einem tiefen Sessel am

Kamin aber saß ein grauhaariger, klappriger alter Mann, dessen Füße trotz des warmen Tages in ein Plaid gehüllt waren. Der Alte empfing die Eintretenden mit abweisenden Blicken.

»Vater«, sagte der junge

Mann zu ihm, »diese Leute hier behaupten, dass einer von ihnen Benjamin Johnson und damit der Besitzer dieses Hauses ist. Hast du vielleicht die Absicht, dir einen zweiten Sohn zuzulegen?«

»Benjamin Johnson«, brabbelte der alte Mann, während er Crookes musterte. »So hieß mein Vater. Aber der ist vor langen Jahren in Grönland, in diesem verfluchten Gletscher, umgekommen, in dem

man Menschen eingefroren hat!«

»Gestatten Sie mir, Ihnen zu erzählen, was wirklich passiert ist«, entgegnete Crookes. »Vor allem bin nicht ich Johnson, sondern dieser junge Mann hier. Mein Name

ist Crookes. Ich bin
Wissenschaftler,
Historiker.«

Er wandte sich dem alten
Mann zu und berichtete,
was er wusste: »Wenn
mich nicht alles täuscht,
waren Sie zwei Jahre alt,
als Ihr Vater, Benjamin

Johnson, dem Kohlebaron
Gilbert an die Angel ging
und beschloss, sich
einfrieren zu lassen, um
Sie und Ihre Mutter in
der Zeit der
Arbeitslosigkeit vor dem
Verhungern zu
bewahren. Johnsons

Beispiel folgten bald viele andere geplagte und verzweifelte Familienväter. Das bis dahin leer stehende Konservatorium an der Nordwestküste Grönlands füllte sich rasch mit den Körpern

eingefrorener Arbeiter.
Carlson und Gilbert
hatten sich jedoch
verrechnet.

Das Einfrieren der
Arbeiter schaffte die
Krise, die den englischen
Kapitalismus
erschütterte, nicht aus

der Welt. Im Gegenteil: Es fachte die Leidenschaften des Klassenkampfes nur noch stärker an. Die unbeugsamsten Arbeiter waren empört über diese Produktion menschlichen Gefrierfleischs, wie sie

die Anwendung der Anabiose für das Konservieren von Arbeitslosen nannten, und bauten ihre Agitation darauf auf. Es kam zu einer Revolution. Bewaffnete Arbeiter brachten ein paar

Flugzeuge in ihre Gewalt und flogen nach Grönland, um ihre in den ewigen Schlaf versenkten Brüder zum Leben zu erwecken und sie in die Reihen der Kämpfenden aufzunehmen.

Um den Ereignissen zuvorzukommen, gaben Carlson und Gilbert ihren Angestellten in Grönland per Funk die Anweisung, das Konservatorium in die Luft zu sprengen. Dieses Verbrechen gedachten sie später als

Unglücksfall auszugeben.
Das Funktelegramm
wurde jedoch
abgefangen, und Carlson
und Gilbert erhielten ihre
gerechte Strafe.
Allerdings fliegen
Funkwellen schneller als
Flugzeuge, und als die

Piloten ihr Flugziel erreichten, fanden sie dort nur noch klaffende, rauchende Abgründe, Gebäudetrümmer und Stücke gefrorenen Menschenfleischs vor ... Es gelang zwar, einige bei der Katastrophe

unversehrt gebliebene Körper zu bergen, aber auch diese Menschen waren anscheinend durch die allzu rasche Erwärmung umgekommen oder erstickt. Die Bergungsarbeiten

wurden dadurch
erschwert, dass die Pläne
der unterirdischen Lager
verschwunden waren.
Und den Arbeitern blieb
nichts anderes übrig, als
an diesem traurigen Ort
ein Mahnmal zu
errichten. So vergingen

dreiundsiebzig Jahre ...«
Johnson schrie
unwillkürlich auf.
»Und erst vor kurzem, als
ich anhand von
Archivmaterial die
Geschichte unserer
Revolution
rekonstruieren wollte,

entdeckte ich im Archiv
eines ehemaligen
Ministeriums einen
Antrag Gilberts, ihm den
Bau eines
Konservatoriums zum
Konservieren von
Arbeitslosen zu
genehmigen. Ausführlich

und beredt schildert Gilbert darin, welchen Nutzen man aus diesem Mittel zur Beseitigung der periodischen Krisen und der mit ihnen verbundenen Arbeiterunruhen ziehen könne. Der Antrag trug

die handschriftliche
Anweisung des Ministers:
Natürlich ist es besser,
wenn sie friedlich
schlafen, statt zu
rebellieren.

Genehmigung erteilen.
Am interessantesten aber
war, dass an Gilberts

Antrag ein Grundriss der Schächte angeheftet war. Und in diesem Grundriss wurde ich auf einen Stollen aufmerksam, der vom allgemeinen Netz sehr weit abzweigte. Ich weiß nicht, was die Erbauer

der Gruben bewogen hatte, diesen Stollen ins Eis zu treiben. Mich interessierte etwas anderes: Hier konnten sich noch Menschen befinden, die von der Katastrophe verschont geblieben waren. Sofort

machte ich unserer
Regierung davon
Mitteilung. Eine
Rettungsexpedition
wurde ausgerüstet, und
die Ausgrabungen
begannen. Nach
wochenlanger erfolgloser
Suche stießen wir

endlich auf den gesuchten Stollen. Er war kaum in Mitleidenschaft gezogen, und wir drangen immer tiefer in ihn ein.

Ein schrecklicher Anblick bot sich unseren Augen. Entlang der Wände hatte

man in Dreierreihen übereinander Nischen angeordnet, und darin lagen Menschen. In der Nähe des Eingangs war durch die Explosion anscheinend heiße Luft eingedrungen, die die in Anabiose Daliegenden

augenblicklich getötet
hatte.

In der Mitte des Stollens
hatte sich die
Temperatur offensichtlich
langsamer erhöht, und
einige Arbeiter waren zu
sich gekommen,
anschließend aber

wahrscheinlich erstickt,
erfroren oder verhungert.
Ihre verzerrten Gesichter
und die krampfhaft
verrenkten Glieder
zeugten von ihren
Todesqualen.

In einem
abgeschlossenen Winkel

am äußersten Ende des Stollens herrschte gleichmäßige Kälte. Hier entdeckten wir nur drei Menschen, während die übrigen Nischen leer waren.

Wir begannen vorsichtig mit der Wiederbelebung,

und wir hatten Glück.
Der erste der drei
Geretteten war der
bekannte Astronom
Edward Leslie, um den
die ganze gelehrte Welt
getrauert hatte, der
zweite der Dichter
Merais und der dritte

Benjamin Johnson, den
ich soeben mit einem
Flugzeug
hierhergebracht habe ...
Sollten Sie noch Zweifel
an meinen Worten
haben, so kann ich zu
ihrer Bestätigung
unbestreitbare Beweise

vorlegen. Das war's, was ich Ihnen mitteilen wollte!«

Alle saßen stumm und wie vor den Kopf geschlagen da. Schließlich holte Johnson tief Luft und sagte: »Demnach habe ich

dreiundsiebzig Jahre
geschlafen? Warum
haben Sie mir das nicht
gleich gesagt?« Er warf
Crookes einen
vorwurfsvollen Blick zu.
»Mein Lieber, ich habe es
nicht gewagt, Sie so kurz
nach Ihrem Erwachen

einer allzu starken
Erschütterung auszusetzen.«

»Dreiundsiebzig Jahre!« murmelte Johnson nachdenklich. »Welches Jahr haben wir jetzt eigentlich?«

»Wir befinden uns im

Monat August des Jahres
1998.«

»Damals war ich
fünfundzwanzig. Also bin
ich jetzt achtundneunzig
...«

»Aber biologisch sind Sie
nach wie vor
fünfundzwanzig«,

erwiderte Crookes, »denn während der Anabiose ruhen alle Lebensprozesse.«

»Aber Frederica, meine Frederica!« rief Johnson voller Schmerz.

»Leider lebt sie schon lange nicht mehr«, sagte

Crookes.

»Meine Mutter ist vor dreißig Jahren gestorben«, brummte der Greis.

»Na, das ist ein Ding!« rief der junge Mann aus. Und an Johnson gewandt, sagte er:

»Demnach sind Sie mein Großvater! Dabei sind Sie jünger als ich und haben einen fünfundsiebzigjährigen Sohn!«

Johnson glaubte zu träumen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

»Ja, mein Sohn ... Samuel! Dieser alte Mann ist mein kleiner Samuel! Erederica lebt nicht mehr, und Sie sind mein Enkel«, murmelte er, an seinen Namensvetter Benjamin gewandt. »Und wer ist die junge Dame

mit dem Kind?«

»Das sind meine Frau und mein Sohn.«

»Ihr Sohn ... Also mein Urenkel! Er ist im gleichen Alter, in dem ich meinen kleinen Samuel verlassen habe!«

Johnson wollte es einfach

nicht in den Kopf hinein,
dass dieser hinfällige alte
Mann sein Sohn sein
sollte. Und auch der
Greis konnte sich nicht
mit dem Gedanken
anfreunden, in diesem
blühenden
Fünfundzwanzigjährigen

seinen Vater vor sich zu
haben ...

Völlig verwirrt und
verlegen schweigend
saßen sie einander
gegenüber ...

8

Ahasver

Fast zwei Monate waren vergangen, seit Johnson wieder ins Leben zurückgekehrt war.

An einem kalten, windigen Septembertag spielte er im Garten mit seinem Urenkel George.

Dieses Spiel bestand darin, dass der Junge sich in einen kleinen Flugapparat ~~ ein automatisch gesteuertes Kleinflugzeug - setzte. Johnson stellte die Steuerung ein, ließ den Motor an, und der Junge

flog, vor Freude
kreischend, in einer
Hohe von drei Metern
durch den Garten. Nach
etlichen Runden landete
der Apparat sacht an der
vorgesehenen Stelle.

An dieses neue, ihm
völlig unbekannte

Spielzeug konnte Johnson sich nur mit Mühe gewöhnen. Immerzu fürchtete er, dass eines Tages der Mechanismus versagen, das Kind abstürzen und Schaden nehmen könnte. Der Flugapparat

funktionierte jedoch
tadellos.

Früher hielten wir es sogar für gefährlich, ein Kind auf ein Fahrrad zu setzen, dachte Johnson, während er seinem vorbeifliegenden Urenkel hinterher blickte.

Plötzlich aber warf ein heftiger Windstoß das Kleinflugzeug aus seiner Bahn. Die automatische Steuerung stellte das gestörte Gleichgewicht zwar sofort wieder her, aber der Apparat hatte seine Flugrichtung

geändert, prallte gegen einen Apfelbaum und verfing sich in seinen Ästen.

Das Kind fing vor Schreck an zu schreien. Der nicht weniger erschrockene Johnson stürzte zu seinem

Urenkel, um ihn zu befreien. Er kletterte rasch auf den Baum und holte den kleinen George herunter.

»"Wie oft habe ich euch gesagt, dass ihr eure Flugversuche woanders machen sollt!« Johnson

erkannte die Stimme
seines Sohnes Samuel.

Der alte Mann stand auf
der Außentreppe und
schüttelte wütend die
Faust.

»Dafür gibt's schließlich
einen Flugplatz, aber
nein, es muss unbedingt

in unserem Garten sein! Sie können einfach nicht hören! Ein Elend ist das mit diesen Bengeln! Wenn ihr mir meine Apfelbäume zerbrecht, könnt ihr was erleben!« Johnson empörte dieser greisenhafte Egoismus.

Der alte Samuel aß für sein Leben gern Backäpfel und sorgte sich mehr um die Apfelbäume als um das Leben seines Enkels.

»Vergiss nicht, wer du bist!« rief Johnson seinem betagten Sohn

zu. »Diesen Garten habe ich angelegt, als an dich noch gar nicht zu denken war! Und schrei mich nicht so an. Bedenke, dass ich dein Vater bin!«

»Na und?« brummte der Alte. »Was kann ich dafür, wenn das

Schicksal mir einen
grünen Bengel zum Vater
beschert? Du könntest ja
mein Enkel sein! Älteren
hat man zu gehorchen!«
schloss er in
belehrendem Ton.

»Dem Vater hat man zu
gehorchen!« erwiderte

Johnson unnachgiebig, während er seinen Urenkel auf der Erde absetzte. »Außerdem bin ich mit meinen achtundneunzig älter als du!«

Der kleine George lief zu seiner Mutter ins Haus.

Der alte Mann mummelte noch eine Weile unzufrieden vor sich hin, winkte dann ärgerlich ab und verschwand ebenfalls.

Johnson trug den Flugapparat in die große Gartenlaube, die als

Hangar diente, und sank dort zwischen Schaufeln und Rechen müde auf eine Bank.

Er fühlte sich einsam und verlassen.

Mit seinem Sohn, diesem Greis, verstand er sich überhaupt nicht. Der

Vater fünfundzwanzig
und der Sohn
fünfundsiebzig - dieser
merkwürdige
Altersunterschied stand
wie eine Schranke
zwischen ihnen. Sosehr
Johnson sich auch
anstrengte, konnte er

doch zwei Bilder nicht in einen sinnvollen Zusammenhang bringen: den kleinen, zweijährigen Samuel und diesen hinfälligen alten Mann.

Am besten verstand er sich noch mit seinem

Urenkel George. Kinder sind einander immer gleich. Der Geist der neuen Zeit hatte George seinen Stempel noch nicht aufdrücken können. Ein Kind in Georges Alter freut sich über einen Sonnenstrahl,

ein freundliches Lächeln oder einen roten Apfel genauso, wie dies ein Kind in seinem Alter auch schon vor tausend Jahren getan hätte. Obendrein ähnelte der Junge seinem Sohn, dem kleinen Samuel. Georges

Mutter Helen erinnerte ihn ein wenig an Frederica, und sein Blick ruhte oft voll trauriger Zärtlichkeit auf ihr. In Helens Augen erblickte er jedoch nichts anderes als eine Mischung aus Mitleid, Neugier und

Grauen, so als wäre er
ein dem Grab
entstiegener Geist.

Ihr Mann, Johnsons
Enkel, der seinen Namen
- Benjamin Johnson -
trug, aber stand ihm
ebenso fern wie alle
Menschen dieser neuen,

ihm fremden Generation. Zum ersten Mal bekam Johnson die Macht der Zeit am eigenen Leib zu spüren. So wie es einem Flachlandbewohner schwerfällt, die dünne Gebirgsluft zu atmen, hatte Johnson, ein

Mensch aus dem ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts, alle Mühe, sich den Lebensbedingungen am Ende dieses Jahrhunderts anzupassen.

Äußerlich waren die Veränderungen gar nicht

so groß, wie man hätte erwarten können. Allerdings hatte London sich meilenweit ausgedehnt und war mit Tausenden von Wolkenkratzern in den Himmel gewachsen. Die Luftwege hatten sich zu

den Hauptverkehrsadern entwickelt. In den Städten waren die Fahrzeuge durch Rollwege abgelöst worden. Hier war es jetzt ruhiger und sauberer als früher. Die Fabrikschornsteine

qualmten nicht mehr. Die Technik haue neue Verfahren der Energiegewinnung ermöglicht.

Im gesellschaftlichen Leben und im Alltag der Menschen waren seit Johnsons Zeit jedoch

viele Veränderungen eingetreten.

Die Arbeiter standen längst nicht mehr auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter und bildeten keine besondere Gruppe mehr, die sich durch Kleidung,

Bildung und
Gewohnheiten von den
höher Stehenden
unterschied.

Die Maschinen hatten
die Arbeiter fast völlig
von schwerer und
schmutziger körperlicher
Arbeit befreit.

Die gesunden, einfach, aber gut gekleideten, fröhlichen und unabhängigen Arbeiter waren die einzige Klasse, die alle Fäden des gesellschaftlichen Lebens in der Hand hielt. Sie alle waren hochgebildete

Menschen. So kam es, dass Johnson, der vor fast hundert Jahren für ein paar Kupfermünzen die Schule besucht hatte, sich trotz ihrer Freundlichkeit unbehaglich unter ihnen fühlte.

Ihre Freizeit verbrachten sie dank ihrer leichten Flugapparate mehr in der Luft als auf der Erde. Sie hatten völlig andere Interessen, Bedürfnisse und Möglichkeiten der Zerstreuung als die Menschen seiner Zeit.

Sogar ihre knappe, gedrängte Sprache, die viele neue Worte und Begriffe enthielt, war Johnson nicht mehr verständlich. Die Gesellschaften und Institutionen, über die sie sich unterhielten, waren

Johnson ebenso unbekannt und fremd wie all ihre neuen Geräte und Sportarten. Auf Schritt und Tritt musste er fragen wie ein Kind: »Was ist das?«

Was sich in den dreiundsiebzig Jahren

ohne ihn entwickelt hatte, sollte er nun mit einem Schlag nachholen. Er spürte, dass das seine Kräfte überstieg. Die Schwierigkeit bestand nicht allein in der Fülle neuer Erkenntnisse, sondern auch darin, dass

sein Verstand nicht genügend geschult war, um all das, was die Menschheit in einem Dreivierteljahrhundert zusammengetragen hatte, in kurzer Zeit zu verarbeiten. Er war und blieb ein

Außenstehender, ein unbeteiligter Beobachter und Objekt der Beobachtung für andere. Und auch das war bedrückend. Ständig spürte er die vollen Neugier auf ihn gerichteten Blicke. Er

war für die anderen so etwas wie eine lebende Mumie, ein archäologisch interessantes Fundstück aus grauer Vorzeit. Zwischen ihm und der Gesellschaft stand eine unüberwindbare zeitliche Barriere.

Mir geht's wie Ahasver!
dachte er in Erinnerung
an eine Legende, die er
in jungen Jahren gelesen
hatte. Ahasver, der ewige
Wanderer, der mit
Unsterblichkeit gestraft
war und überall ein
Fremder blieb ... Zum

Glück bin ich nicht mit
Unsterblichkeit gestraft!
Ich kann sterben ... und
ich will sterben! In der
ganzen Welt gibt es
außer ein paar vom Tod
vergessenen Greisen
keinen Menschen aus
meiner Zeit ... Und auch

sie würden mich nicht verstehen, weil sie all die Jahre über gelebt haben, während in meinem Leben eine Lücke klafft! Ich habe niemanden mehr!

Da aber schoss ihm ein Gedanke durch den

Kopf: Und was ist mit den beiden, die dort in Grönland mit mir zusammen wiederbelebt wurden?

Aufgeregt stand er auf.
Es zog ihn unwiderstehlich zu diesen ihm unbekannten,

plötzlich aber so teuren Menschen. Sie hatten zur selben Zeit gelebt wie Frederica und der kleine Samuel. Zwischen ihnen und ihm existierten unsichtbare Fäden. Aber wie sollte er die beiden finden? Crookes! Der

musste es wissen!
Crookes, für den Johnson
bei seiner Arbeit an der
Geschichte der
Revolution eine »lebende
historische Quelle« war,
würde ihn nicht im Stich
lassen.
Johnson eilte zu ihm, trug

ihm sein Anliegen vor und wartete so aufgeregt auf eine Antwort, als stunde ihm ein Wiedersehen mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn bevor.

Crookes überlegte. »Wir haben jetzt Ende

September ... Im
November 1998 aber ...
Nun ja, natürlich, Edward
Leslie müsste schon in
der Sternwarte von
Pulkowo sein und auf der
Suche nach den immer
wieder verschwindenden
Leoniden am Teleskop

sitzen. In der Sternwarte von Pulkowo befindet sich der beste Refraktor der Welt. Natürlich ist Leslie dort. Auch den Dichter Merais werden Sie bei ihm antreffen. Er schrieb mir kürzlich, dass er zu Professor Leslie

fahre.« Und mit einem Lächeln fügte Crookes hinzu: »Offensichtlich fühlt ihr Alten euch zueinander hingezogen.« Johnson verabschiedete sich in aller Eile und flog mit der ersten besten Passagiermaschine nach

Leningrad.

Er hatte keine konkrete Vorstellung von der bevorstehenden Begegnung, spürte aber, dass sie das einzige war, was ihn an diesem Leben noch reizte.

Unter dem Sternenhimmel

Mit zitternden Händen öffnete Johnson die Tür zum Saal der Sternwarte von Pulkowo. In dem riesigen Rund herrschte

Finsternis.

Als Johnsons Augen sich
an die Dunkelheit
gewöhnt hatten,
erblickte er mitten im
Saal ein gigantisches
Teleskop, das an ein
weittragendes Geschütz
erinnerte, dessen

Mündung auf die Kuppelöffnung gerichtet war. Das Rohr ragte aus einem massiven Ständer, an dem fünfzig Stufen empor führten. Über die Treppe gelangte man auch zu einem in drei Meter Höhe

angebrachten Beobachtungspunkt. Von dort ertönte eine Stimme: »... Die Abweichungen von der Form einer länglichen Ellipse und die Annäherung an die Parabelform ergeben sich

aus der Massenwirkung der einzelnen Planeten, mit der die Kometen und Asteroiden auf ihrem Weg zur Sonne konfrontiert werden. Die stärkste Wirkung geht dabei vom Jupiter aus, dessen Anziehungskraft

fast ein Tausendstel der
Sonnenanziehung
ausmacht ...«

Als Johnson diese
Stimme durch den leeren
Saal schallen hörte, als er
diese unverständlichen
Worte vernahm, wurde er
ganz klein. Wozu war er

hierhergekommen? Was würde Professor Leslie dazu sagen? Waren ihm, Johnson, diese Parabeln und Ellipsen nicht ebenso fremd wie all die neuen Worte, mit denen die neuen Menschen um sich warfen? Aber nun konnte

er nicht mehr zurück, und er hustelte.

»Wer ist da?«

»Ist Professor Leslie zu sprechen?« Über die eisernen Treppenstufen näherten sich rasche Schritte.

»Ich bin Professor Leslie.

Was kann ich für Sie tun?«

»Und ich bin Benjamin Johnson, der ... der zusammen mit Ihnen in Grönland gewesen ist ... Ich würde mich gern einmal mit Ihnen unterhalten ...«

Und verworren begann Johnson den Zweck seines Besuchs zu erklären. Er sprach davon, dass er sich in dieser neuen, ihm unbegreiflichen Welt einsam und verloren fühlte, ja dass er sogar

hatte sterben wollen.
Einer der neuen
Menschen wäre aus
seinem Gestammel
wahrscheinlich nicht
klug geworden. Professor
Leslie aber verstand ihn
nur zu gut, denn vieles
von dem, was Johnson

widerfahren war, hatte er am eigenen Leib zu spüren bekommen.

»Seien Sie nicht traurig, Johnson, Sie sind nicht der einzige, dem dieser Zeitverlust zu schaffen macht. Etwas Ähnliches haben sowohl ich als

auch mein Freund Merais erlebt. Gestatten Sie, dass ich Sie miteinander bekannt mache.«

Nach der alten Gewohnheit, die von den »neuen« Menschen längst verworfen und durch die schöne und

hygienische Sitte der alten Römer ersetzt worden war, zum Gruß den Arm zu heben, drückte Johnson dem herabgestiegenen Merais die Hand.

»Sind Sie auch einer von uns Arbeitern?« fragte er

ihn, obwohl Merais
keineswegs so aussah.

»Nein. Ich bin Dichter.«

»Warum haben Sie sich
dann einfrieren lassen?«

»Aus Neugier ...

Vielleicht auch aus Not.«

»Und Sie waren genauso
lange in Grönland wie

ich?«

»Nein, nicht ganz so lange. Nach den ersten zwei Monaten weckte man mich, aber ich beschloss, mich noch einmal in Anabiose versetzen zu lassen. Ich wollte mir meine Jugend

solange wie möglich erhalten!« Merais lachte. Trotz der Unterschiede in ihrer Entwicklung und ihrer damaligen gesellschaftlichen Stellung waren diese drei Männer durch ein gemeinsames Schicksal

und durch die Epoche, in der sie gelebt hatten, miteinander verbunden. Zu Johnsons Erstaunen nahm die Unterhaltung einen recht lebhaften Charakter an. Jeder hatte den anderen eine Menge zu erzählen.

»Tja, mein Freund«, sagte Leslie zu Johnson, »nicht nur Sie fühlen sich fremd in' dieser neuen Welt. Auch ich habe mich in vieler

Hinsicht

verrechnet!

Ich ließ mich in Anabiose versetzen,

um

Himmelserscheinungen beobachten zu können, die erst nach mehreren Jahrzehnten zu erwarten waren. Ich wollte eine für die damalige Zeit komplizierte wissenschaftliche Aufgabe lösen. Und was

ist dabei herausgekommen? All diese Aufgaben sind heute längst gelöst. Die Wissenschaft hat inzwischen kolossale Entdeckungen gemacht und Himmelsgeheimnisse enträtselt, von denen wir

nicht einmal zu träumen wagten!

Ich bin hoffnungslos hinter meiner Zeit zurück«, fügte er nach einer kurzen Pause traurig seufzend hinzu. »Und doch bin ich, wie mir scheint, immer noch

besser dran als Sie! Dort« - er wies auf die Kuppel - »wird die Zeit nach Jahrtausenden gemessen. Was scheren sich die Sterne um unsere Jahrhunderte? Haben Sie den Sternenhimmel schon einmal durch ein

Teleskop betrachtet?«

»Ich hatte andere Sorgen«, meinte Johnson, verächtlich abwinkend.

»Sehen Sie sich einmal unseren unentwegten Begleiter, den Mond, an!« Leslie führte Johnson ans Teleskop.

Johnson schaute hindurch und schrie überrascht auf.

Leslie lachte und sagte mit der Genugtuung des Kenners: »Tja, solche Instrumente kannte man zu unserer Zeit noch nicht!«

Johnson erblickte einen Mond, der nur wenige Kilometer von der Erde entfernt zu sein schien. An seiner Oberfläche ragten riesige Krater auf, und dunkel klaffende Spalten durchfurchten die eintönige Landschaft

...

Grelles Licht und tiefe Schatten gaben dem Bild ein ungewöhnlich reliefhaftes Aussehen. Man glaubte, die Hand ausstrecken und einen der Mondsteine aufheben zu können.

»So wie Sie den Mond jetzt vor sich sehen, Johnson, ist er auch schon vor Tausenden von Jahren gewesen. Nichts hat sich auf ihm verändert. Für die Ewigkeit sind fünfundsiebzig Jahre

weniger als ein Augenblick. Lassen Sie uns für die Ewigkeit leben, da das Schicksal uns nun einmal der Gegenwart entfremdet hat! lassen Sie uns in Anabiose, in diesen traumlosen Schlaf,

versinken, um in jedem Jahrhundert einmal aufzuwachen und uns anzusehen, was auf der Erde und im Himmel vor sich geht.

In zweihundert, dreihundert Jahren werden wir auf anderen

Planeten vielleicht das Leben von Tieren, Pflanzen und Menschen beobachten und in tausend Jahren in die Geheimnisse ferner Zeiten eindringen. Und wir werden neue Menschen sehen, deren

Ähnlichkeit mit den heutigen geringer ist als die zwischen Menschen und Affen.

Vielleicht werden uns die künftigen Bewohner unseres Planeten auf die Stufe niederer Wesen stellen und sich schämen,

mit uns verwandt zu sein, ja diese Verwandtschaft sogar leugnen? Und wenn schon. Uns kann das nicht anfechten. Dafür werden wir Dinge zu sehen bekommen, von denen Menschen, die ihre Lebensfrist auf

normale Art hinter sich
bringen, nicht zu
träumen wagen. Lohnt es
sich dafür etwa nicht zu
leben, Johnson?

Auf unsere Bitte wird
man Merais und mich
wieder in Anabiose
versetzen. Wollen Sie

sich uns anschließen?«

»Noch einmal?« rief Johnson entsetzt aus.

Aber nach langem Schweigen sagte er mit dumpfer Summe und tief gesenktem Kopf: »Ganz egal ...«

Verlag:
BookRix GmbH & Co. KG
Einsteinstraße 28
81675 München
Deutschland

Texte: vss-verlag

Hermann Schladt

Lektorat/Korrektorat:

Armin Bappert

Übersetzung: Angelika

Modrow

Alle Rechte vorbehalten.

Tag der
Veröffentlichung:
11.02.2013

<http://www.bookrix.de/-hschladt2>

ISBN: 978-3-7309-1097-9

BookRix-Edition,
Impressumsanmerkung
Wir freuen uns, dass Du
Dich für den Kauf dieses
Buches entschieden hast.
Komme doch wieder zu
BookRix.de um das Buch

zu bewerten, Dich mit anderen Lesern auszutauschen oder selbst Autor zu werden.

Wir danken Dir für Deine Unterstützung unserer BookRix-Community.